

Leitartikel

Heinz Schuster Reden und Leben mit Ungläubigen

Verschwinden der
Grenzlinien . . .

. . . zwischen Gläubi-
gen und Ungläubigen

Neue
Gesprächsansätze

Der Unglaube des
Gläubigen . . .

Die Grenzlinie zwischen Gläubigen und Ungläubigen ist offensichtlich nicht mehr so einfach und vor allem nicht mehr so eindeutig zu ziehen, wie dies früher einmal der Fall zu sein schien. Über lange Zeit haben wir Christen doch unbefangen gemeint, man könne ganze Länder, Nationen oder sogar einen ganzen Kontinent wie Afrika als „weithin ungläubig“ bezeichnen. Die Grenzen waren gleichsam auf einer Landkarte auszumachen. Die dahinter stehende „theologische“ Definition des Unglaubens war im Grunde ähnlich einfach: Der Unglaube ist dort, wo man *unseren* Glauben, unseren Katechismus und unsere Moralnormen nicht kennt oder zurückweist.

Die seit etwa einem halben Jahrhundert zu hörende Beschwörung, daß wir selbst in Mitteleuropa „Missionsländer“ seien, hat zwar unsere frühere Landkarte verändert, aber noch lange nicht die dahinter stehende Definition. Wir haben gelernt, daß es auch in sogenannten „christlichen Ländern“ mehr und mehr Ungläubige gibt, daß es problematisch ist, überhaupt noch von „christlichen Ländern“ zu sprechen; aber das Bewußtsein, daß die einen Gläubige und andere Ungläubige seien – auch wenn beide dicht beieinander leben –, daß es also ein „Gegenüber“ von Gläubigen und Ungläubigen gebe (über das man theologisch viel Kluges sagen kann und das man in der Praxis mit subtilem missionarischen Elan „bewältigen“ sollte), daß man also letztlich doch eindeutig bestimmen kann, wer Gläubiger ist und wer nicht, dies hat sich eigentlich nicht geändert.

Es ist klar, daß die Antwort auf unsere Frage, wie man mit Ungläubigen reden und leben kann, abhängig ist von der Definition des Ungläubigen bzw. des Unglaubens. Wenn der Ungläubige der Andere, das Gegenüber ist; wenn er definiert ist als der, dem das fehlt, was wir haben (an Wahrheit, Gotteserkenntnis, Hoffnung, Moral usw.), dann läuft die Antwort zwangsläufig auf die Formulierung von Gesprächs- und Verhaltensstrategien hinaus. Ich will nicht bestreiten, daß man auf diesem Weg ein Stück weiterkommen kann (und weitergekommen ist, wie sich vor allem bei dem völlig veränderten theoretischen und praktischen Ansatz der christlichen Mission zeigt).

Dabei bleibt jedoch ein ur-christlicher Gesichtspunkt außer Betracht, der von vielen Christen über lange Zeit vergessen oder verdrängt wurde, der für unsere Frage aber eine wachsende und unmittelbar praktische Bedeutung

hat: *Der Un-glaube ist immer schon ein Stück unseres Glaubens!* Bei aller Gläubigkeit bleiben wir die, die auf das Wort Jesu „Alles kann, wer glaubt“ nur antworten können: „Ich glaube, hilf meinem Unglauben“ (Mk 9, 14–29). Unser ureigenes Stück Unglaube meldet sich z. B. dort, wo uns die Frage nicht losläßt, wie verläßlich all das ist, was uns über Jesus von Nazaret berichtet wird. Gerade in dem Maß, in dem sich ein Christ darüber im klaren ist, daß das, was er von Jesus weiß (und damit auch das Gottesbild, das wir als das jesuanische und genuin christliche ausgeben), auf dem Zeugnis seiner Jünger, also auf dem Zeugnis von „Beteiligten“, von Begeisterten beruht (und also nicht auf einer historischen, von Gott selbst unterschriebenen Urkunde), kommt er sich vor nicht wie einer, der festen Stand hat, sondern wie einer, der über Wasser geht – mit der immer wieder auftauchenden Angst, wie Petrus unterzugehen.

... nur Skepsis ...

Mir ist klar, daß der Satz, der Un-glaube sei immer schon ein Stück unseres Glaubens, Mißverständnisse auslösen kann. Sollte man nicht vorsichtiger von „Skepsis“ oder dem „Fehlen der rationalen Einsicht“ reden? Ist Glaube nicht eben ein Geschenk, das die Vernunft immer überfordert?

... oder Zweifel, Verdrängung, Flucht?

Es geht hier nicht um das uralte theologische Problem der Bedingungen der Möglichkeit, der Grenzen, Motive und Rechtfertigungsgründe des christlichen Glaubens. Es geht hier um das Faktum, daß der Christ angesichts der breiteren Information über andere Religionen und Theologien, der Einsicht in die historischen Bedingtheiten des eigenen religiösen Standpunktes und angesichts der Erfahrung der begrenzten Glaubwürdigkeit seines eigenen Glaubens und der diesen repräsentierenden Institutionen *als Person* nicht immer total identisch ist mit seiner „gläubigen Existenz“. Er *selbst* ist unter Umständen auch einer, der zweifelt (was in den Beichtspiegeln früherer Jahre ja noch unter den Sünden aufgezählt war), der seine private Hierarchie der Wahrheiten aufgebaut hat bis dahin, daß er bestimmte Glaubenswahrheiten einfach nicht präsent, wenn nicht sogar verdrängt hat. Es ist vor allem ein Stück seiner selbst, das immer wieder in Versuchung ist, „vor diesem uns scheinbar tödlich überfordernenden Geheimnis (nämlich: der Unbegreiflichkeit Gottes) umzukehren und wegzulaufen“ (K. Rahner). Die Christen wissen nur allzu gut, daß ihre private Glaubensgeschichte nicht gradlinig verläuft, daß Glaube und Unglaube oft sehr nah beieinander liegen – auch wenn sie dies einfacher ausdrücken als K. Rahner: „Freilich ist diese blendende Finsternis, in die hinein wir uns selber loslas-

sen und uns selber unbegreiflich werden, darum auch so, daß wir uns selber nie mit einer reflexen Sicherheit sagen können, ob wir sie wirklich annehmen oder trotz allem frommen und unfrommen Gerede letztlich in eine verzweifelte Selbstbehauptung fliehen.“¹

Man muß dieses Stück Unglaube im Glauben des Christen nicht „Unglaube“ nennen, zumal jeder seine entsprechende Erfahrung anders bezeichnen wird: als Skepsis, Vorbehalt, Kleinmut, Heilsangst, Gottes-Furcht oder als „wahren Agnostizismus“ (K. Rahner). In jedem Fall aber, und darum geht es uns hier, ist es etwas, was der Christ erstens als Moment seines Glaubens erfährt, und was er zweitens dem Ungläubigen nicht voraushat, was ihn im Gegenteil mit diesem verbindet.

Das Gespräch mit dem Ungläubigen über die Unbegreiflichkeit des Menschen

Es liegt auf der Hand, was dies für unsere Frage bedeutet. Das Gespräch mit dem Ungläubigen muß kein Gespräch mit einem Fremden sein. Es kann ein Gespräch mit dem „anderen Ich“, mit meinem eigenen Kleinmut, mit der ewig quälenden Unfähigkeit, wirklich zu begreifen, sein. Warum sollten Christen im Gespräch mit dem Ungläubigen nicht zuerst über das reden, von dem sie beide wirklich eine Ahnung haben: Über das Rätsel, das der Mensch sich selbst ist; über die „eigene Unbegreiflichkeit“ und die vielfältigen Ansätze der Hoffnung, daß dieses Geheimnis sich einmal enthüllt?

Die Frage liegt nun nahe, ob dies alles sei, weil in einem solchen Gespräch von den entscheidenden Wahrheiten des christlichen Glaubens ja noch gar keine Rede sei. Die Antwort darauf sollte man sich nicht leichtmachen. Zumindest sei eingestanden, daß wir bei unserer Überlegung eine stillschweigende Voraussetzung gemacht haben. Sie betrifft den Typ des Ungläubigen, mit dem wir uns ein Gespräch vorstellen können. Wir reden nicht von dem, der seinen Unglauben als Tarnung einer spießigen Faulheit, zu denken und zu fragen, vor sich her trägt. Wir reden von dem, der so viel intellektuelle Redlichkeit und menschlichen Ernst mitbringt, daß es mit ihm überhaupt zu einem Gespräch kommen kann. Was aber wichtiger ist: Wer im Ernst und mit der ganzen Redlichkeit menschlicher Vernunft nach dem Menschen, seinem Hintergrund, seinen Grenzen und seiner Zukunft fragt; wer sich um diesen Menschen sorgt, der fragt nach dem und sorgt für das, wofür Gott selbst, wie wir Christen glauben, sich bis zur Entäußerung seiner selbst engagiert hat.

Wenn die erste Generation der Christen ihren Glauben auf den Satz bringen konnte, daß Gott für uns ist (Röm 8,

¹ Vgl. K. Rahner, Glaubensbegründung in einer agnostischen Welt, in: Schriften zur Theologie XV, Zürich - Einsiedeln - Köln 1983, 136f.

Ernsthaftes Fragen nach dem Menschen

31), dann ist es für uns Heutige zumindest legitim, in dem Gespräch mit dem Ungläubigen zunächst und vor allem über diese Wahrheit zu reden. Und wir brauchen uns nicht sorgen, daß wir dann „das Entscheidende“ des christlichen Glaubens hintangestellt oder gar verschwiegen hätten.

Zweifellos ist damit jedoch auch der Punkt kenntlich gemacht, an dem der Christ in einem solchen Gespräch mit dem Rücken an der Wand steht: Wo der Atheismus sich als Theorie oder Praxis *gegen* den Menschen, gegen die ihm von Gott geschenkte Freiheit versteht, wo er sich anmaßt, über die Zukunft des Menschen adäquat verfügen zu können, steht der Christ vor dem Widersacher seines Glaubens, gegenüber dem es nur Widerstand geben kann.

Artikel

Bernhard Casper Alltagserfahrung und Glaubens- erfahrung

Wer als Christ Nichtglaubenden ein Zeugnis seines Glaubens geben will, muß sein eigenes Leben menschlich glaubwürdig leben. Aber unser eigenes christliches Leben ist in unserer gegenwärtigen „außengeleiteten Gesellschaft“, in der Zeit des Verfalls der über viele Jahrhunderte gültigen und das Leben strukturierenden Symbole, denselben grundlegenden Gefährdungen des Menschlichen ausgesetzt wie das aller anderen Menschen auch. Die Anonymität und die den Verdacht der Sinnlosigkeit nahelegenden Strukturen unserer alltäglichen Wirklichkeit bedrängen uns ebenso wie andere Menschen. Und die Sorgen um unsere globale Zukunft gehen an uns ebenso wenig vorbei wie an anderen Menschen.

Deshalb soll im folgenden versucht werden, gerade durch eine Besinnung auf die Alltäglichkeit des Daseins aufzuzeigen, wo jene Erfahrungen liegen, die es uns ermöglichen, als Menschen authentisch zu leben; als Menschen, die den Weg des Glaubens gehen, und zwar gerade als Menschen, die mit anderen Menschen gemeinsam auf dem Boden der Erfahrung des Alltags stehen. Vielleicht kann uns gerade eine solche Besinnung denn auch fähiger machen, in ein Gespräch mit jenen einzutreten, die „glauben, nicht zu glauben“ und die dennoch unter der Frage nach dem Sinn menschlichen Daseins leiden und nach einem solchen Sinn suchen.